

Larmore

Strukturen moralischer Komplexität

Für J.K.L. und dem Gedenken an M.H.K.

Charles E. Larmore

**Strukturen
moralischer Komplexität**

Aus dem Amerikanischen von Klaus Laermann

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Titel der Originalausgabe: »Patterns of Moral Complexity«
© Cambridge University Press, 1987

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Larmore, Charles:
Strukturen moralischer Komplexität / Charles Larmore. Übers.
von Klaus Laermann. – Stuttgart ; Weimar : Metzler, 1995
ISBN 978-3-476-01287-6
ISBN 978-3-476-03583-7 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-03583-7

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1994 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 1994

EIN VERLAG DER



SPEKTRUM FACHVERLAGE GMBH

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe XI

Vorwort XIII

Danksagungen XXI

Kapitel I

Moralische Urteilskraft – eine aristotelische Erkenntnis 1

Kants Ausführungen über die Bedeutung von Beispielen 1

Die zentrale Stellung der Urteilskraft 5

Das rätselhafte Wesen der Urteilskraft 14

Theorie und Praxis 20

Kapitel II

Die Grenzen des Neoaristotelismus 23

MacIntyres Anklage der Moderne 24

Die Objektivität und die Autonomie der Moral 28

Ein Moderner malgré lui 37

Kapitel III

Der Liberalismus und die Neutralität des Staates 43

Ein Lob der Bürokratie 43

Was ist Neutralität? 45

Die Neutralität und der klassische Utilitarismus 51

Warum Neutralität? 54

Ideale Sprechsituationen 59

Gegenseitiger Respekt 62

Grenzen der Neutralität in der Praxis 70

Kapitel IV

Politische Ordnung und persönliche Ideale 73

Libérale Gerechtigkeit als modus vivendi 74

Kantischer Liberalismus 82

Moral und Moralphysikologie 89

Kapitel V

Politische Romantik 97

Herder: Pluralismus und Expressivismus 100

Hegels Idee der Sittlichkeit 106

Marx' Kritik des Liberalismus 114

Rawls' Zweideutigkeiten und die Neuromantik 125

Kapitel VI

Die Heterogenität der Moral 139

Drei Prinzipien der Moral 139

Ethik ohne Theodizee 143

Vorzüge und Grenzen des Konsequentialismus 148

Gesinnungsethik und Verantwortungsethik 154

Schluß 161

Anmerkungen 165

Bibliographie 195

»Nous avons perdu en imagination ce que nous avons gagné en connaissances; nous sommes par là même incapables d'une exaltation durable: les anciens étaient dans toute la jeunesse de la vie morale; nous traînons toujours après nous je ne sais quelle arrière-pensée qui naît de l'expérience, et qui défait l'enthousiasme.«

Benjamin Constant *De l'esprit de conquête et de l'usurpation*

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Ich freue mich, daß mein Buch, *Patterns of Moral Complexity*, jetzt auf deutsch, und in der schönen Übersetzung von Klaus Laermann, erscheint. Der deutschen Philosophie verdankt dieses Buch viel – und nicht nur weil ich darin einige deutsche Denkströmungen kritisiere, sondern auch wegen der philosophischen Einsichten, die ich von großen Denkern wie Immanuel Kant und Jürgen Habermas übernehme.

Den deutschen Leser möchte ich darauf hinweisen, daß ich seit der englischen Originalausgabe dieses Buches den Begriff des ›politischen Liberalismus‹ (Kapitel IV und V) weiterentwickelt und in einigen Hinsichten verändert habe, und daß meine jetzige Auffassung schon auf deutsch erschienen ist, und zwar im Aufsatz, »Politischer Liberalismus«, in: Axel Honneth (Hg.), *Kommunitarismus*, Frankfurt 1993.

Charles Larmore
New York
Februar 1995

Vorwort

Ziel jeder Theorie muß es sein, im Durcheinander der Erscheinungen eine Ordnung zu entdecken. Das gilt von der Moralphilosophie wie von jeder anderen Art der Theoriebildung. Doch die Moralphilosophie im allgemeinen und die politische Theorie im besonderen sind von ihren Ursprüngen in Griechenland bis zur Moderne belastet durch unnötig vereinfachte Vorstellungen von einer Gesamtordnung, die sie zu entdecken hoffen. Folglich sind die tatsächlichen Probleme, denen die Moralphilosophie konfrontiert ist, allzu oft nicht nur nicht gelöst, sondern nicht einmal bemerkt worden.

Ziel des vorliegenden Buches ist es, jene Komplexität der Phänomene wieder in den Blick zu rücken, mit denen Moralphilosophen sich beschäftigen sollten. Selbstverständlich ist die einfache Berufung auf eine unbewältigte Komplexität ihrerseits eher einfältig. Denn jeder weiß, daß man immer und jederzeit Neues in Erfahrung bringen oder lernen kann. Darum muß ich mit Nachdruck darauf bestehen, daß die Formen von Komplexität, mit denen ich mich im folgenden beschäftige, grundlegender Natur sind und überall vorkommen. Sie bleiben also nicht auf ein besonderes moralisches Problem beschränkt, sondern sind konstitutiv für die Moral im allgemeinen. Aus eben diesem Grund zögere ich, vorab festzulegen, was ich unter »Moral« verstehe; denn solche Definitionen haben sich gewöhnlich nur als Bestandteile von Theorien erwiesen, die gerade jene Arten der Komplexität leugnen, um die es mir geht. Was ich im Sinn habe, läßt sich wohl am ehesten begreifen, wenn ich mit einer groben Beschreibung jener vernachlässigten Dimensionen der Moral beginne, die mein Thema sind.

Die beiden vorherrschenden Traditionen der modernen Moralphilosophie, der Kantianismus und der Utilitarismus, stimmten darin überein, daß sie ein ganz und gar explizites Entscheidungsverfahren zur Regelung moralischer Probleme zu entwickeln suchten. Folglich verfehlten sie die zentrale Bedeutung der moralischen Urteilskraft, die zu der Einsicht befähigt, wie allgemeine Regeln auf besondere Situationen angewandt werden sollen. Regeln sind unbestreitbar ein

notwendiges Kennzeichen der Moral. Doch die Moral besteht nicht einfach in einer gewissenhaften Befolgung von Regeln.

Eine weitere Simplifizierung, gegen die ich mich wende, geht aus von der Annahme, daß eine auf *einem* Gebiet des sozialen Lebens entscheidende moralische Überlegung gleiches Gewicht auf anderen Gebieten erhalten müsse. Nirgendwo hat diese Annahme sich als hartnäckiger und schädlicher erwiesen als im Bereich der politischen Theorie. Seit der Aufklärung hat sie Einfluß genommen auf einen Großteil der Debatten über die Grundlagen des Liberalismus. Dessen fundamentales Prinzip besagt, daß der Staat den umstrittenen und kontroversen Idealvorstellungen vom guten Leben gegenüber neutral zu bleiben hat. Doch die Gegner des Liberalismus warfen die Frage auf, wie denn jemand, der *eine* Idealvorstellung vom erfüllten Leben einer anderen meint vorziehen zu müssen, der Meinung sein könne, der Staat solle sich diesen Vorstellungen gegenüber neutral verhalten. Den Feinden des Liberalismus schienen Aufrufe zu politischer Neutralität auf einen Mangel an persönlicher Überzeugung und auf einen Substanzverlust hinzudeuten. Doch auch Liberale von Kant und John Stuart Mill bis heute (und teilweise wohl auch John Rawls) haben oft dieser grundlegenden Vereinfachung zugestimmt. Sie sind davon ausgegangen, daß das Ideal politischer Neutralität eine allgemeine Verpflichtung auf »Autonomie« und »experimentelle Offenheit« für unterschiedliche Lebensformen sowie den Anspruch einschließen sollte, daß wir in unserem Selbstverständnis zutiefst von jeder konkreten Auffassung vom guten Leben unabhängig sein sollten. Folglich hat sich das antiliberale Denken seit der Zeit der deutschen Romantik in seinen verbreitetsten Formen diese Argumentationsstrategie nutzbar zu machen gesucht. Durch Verweis auf die beträchtlichen Nachteile, die das Ideal der Autonomie mit sich bringt, sowie unter Berufung auf den Wert der grundlegenden Bindungen an gemeinsame und verlässliche Lebensformen sind die Gegner des Liberalismus zu dem Schluß gelangt, daß auch das politische Ideal der Neutralität als inakzeptabel gelten muß. Auf diese Weise haben beide Seiten in der noch andauernden Debatte über die Grundlagen des Liberalismus eine wichtige Dimension der moralischen Komplexität außer Acht gelassen, der ich mich zuwenden möchte. Bei den Idealen, die außerhalb des Bereichs der Politik unser Leben wesentlich gestalten, kann es sich um Erwägungen handeln, von denen wir innerhalb dieses Bereichs abstrahieren müssen. So kann beispielsweise der volle Begriff menschlicher Frei-

heit mehr umfassen als die »negative« Freiheit staatlicher Nichteinmischung (und sich etwa auf Selbstverwirklichung oder die Anerkennung von Notwendigkeiten beziehen). Einem Liberalen dagegen kann unter Umständen einzig die negative Freiheit politisch relevant erscheinen, da substantiellere Aspekte der Freiheit ins Zentrum der kontroversen Idealvorstellungen vom guten Leben gehören. Außer Acht gelassen oder mißverstanden wurden also die guten Gründe für eine Unterscheidung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen *homme* und *citoyen* oder (wie ich meine) zwischen persönlichen und politischen Idealen. Seine Gegner haben den Liberalismus im allgemeinen abgelehnt, weil sie sich engstirnig auf eine simplistische Soziologie verlassen haben: Sie nahmen an, eine Gesellschaft müsse entweder ein Ganzes sein, das in allen seinen Teilen durch eine gemeinschaftliche Auffassung des Guten beseelt werde, oder sie müsse in atomistischen Individualismus zerfallen.

Der dritte und wohl bedeutsamste Aspekt moralischer Komplexität, der üblicherweise außer Acht gelassen worden ist, liegt in dem, was ich als Heterogenität der Moral bezeichnen möchte. Die Moralphilosophie hat immer wieder unterstellt, daß es letztlich einen einzigen Ursprung moralischer Werte geben muß. Die fortdauernde Kontroverse zwischen »deontologischen« (also auf ein prinzipielles Sollen ausgerichteten) und »konsequentialistischen« (also auf situationsbezogene Folgen ausgerichteten) Theorien ist ein wichtiges Beispiel solcher Simplifizierung. Kantianer wie Utilitaristen, die bekanntesten Vertreter beider Lager, haben angenommen, daß die Moral ihrer Struktur nach letzten Endes *entweder* deontologisch *oder* konsequentialistisch sein muß. (Demzufolge müßten wir also entweder absoluten Pflichten gehorchen, was auch immer andere als Reaktion auf unsere eigenen Handlungen tun sollten, *oder* wir müßten das größtmögliche Gut herbeiführen, indem wir das, was wir tun sollten, von den erwarteten Reaktionen anderer auf unser Handeln abhängig machen.) Ein weiteres Beispiel bietet die häufig vorgenommene Unterstellung, daß entweder *alle* moralischen Verpflichtungen »kategorisch« sein müssen (indem sie für uns ohne Rücksicht auf unsere empirisch bedingten Interessen bindend sind) oder daß *keine* es sind. Ein Monismus dieser Art hat sich gewöhnlich weniger als plausible Arbeitshypothese erwiesen, sondern vielmehr als so etwas wie ein Vernunftbedürfnis, nämlich als die Überzeugung, daß die Moraltheorie sonst eine fruchtlose Angelegenheit wäre. Theoriebildungen profitieren jedoch nie davon, daß die Grenzen des Erkennba-

ren schon im Vorhinein festgelegt werden. Ich bin vielmehr der Auffassung, daß wir die Moral in ihrer tiefsten Schicht als ein buntes Gemisch letzter Verpflichtungen und Bindungen betrachten sollten. Wir sollten folglich auch anerkennen, daß sich moralische Konflikte als unlösbar erweisen können.

Dies sind also die Aspekte der Komplexität, die ich ins Zentrum der Moraltheorie rücken möchte. Glücklicherweise muß ich diese Aufgabe nicht ohne Hilfe in Angriff nehmen. Denn obwohl im allgemeinen die Tendenz vorherrscht, jede derartige Komplexität hinwegzueinfachen, bietet die Geschichte der Moralphilosophie, die nicht weniger komplex ist als die Moral selbst, auch bedeutende und fruchtbare Ausnahmen. Einige Hinweise auf solche Ausnahmen bieten mir Gelegenheit, die Struktur des vorliegenden Buches in Umrissen zu skizzieren.

Das ethische Denken der Griechen ist insofern außerordentlich wertvoll, als es die einseitige Betonung von Regeln zu korrigieren gestattet, die für die moderne Moralphilosophie größtenteils charakteristisch ist. Eine der besten Einführungen in die Funktion des Urteilsvermögens und in dessen Bedeutung für andere moralische Phänomene wie den Charakter und die Tugend findet sich in Aristoteles' Erörterung der *φρονησις* oder der moralischen Urteilskraft. Auf diesem Gebiet hat der Übergang von der älteren zur modernen Moralphilosophie zu einer abnehmenden Wertschätzung der Komplexität der praktischen Vernunft geführt. Die Funktionen der moralischen Urteilskraft und die Gründe für ihre Vernachlässigung in der Moderne sind das Thema des Kapitels I.

Doch in vielen Bereichen der Moraltheorie bieten die Schriften von Aristoteles kein brauchbares Modell. (So bin ich beispielsweise der Auffassung, daß die Urteilskraft in der persönlichen Moral eine größere Rolle spielen sollte als in der politischen.) Folglich betrachte ich die gegenwärtige Renaissance aristotelischen Denkens auf dem Gebiet der Ethik mit gemischten Gefühlen. Denn ein angemessenes Verständnis der beiden letztgenannten Aspekte moralischer Komplexität findet sich weder bei Aristoteles selbst noch bei den übrigen Ethikern der Griechen. Aufgrund seiner Überzeugung, daß vernünftige Menschen sich schon auf eine einzige Auffassung des guten Lebens einigen werden und daß es daher Aufgabe des Staates sein müsse, dieses gemeinsame Verständnis zum Ausdruck zu bringen, blieb Aristoteles kein Raum für eine Unterscheidung zwischen persönlichen und politischen Idealvorstellungen. Daher konnte sein

Modell der Polis seit dem Ende des 18. Jahrhunderts als eines der bedeutenden Vorbilder antiliberalen Denkens dienen. Aristoteles war auch blind für die radikale Heterogenität der Moral. Für ihn stellten moralische Konflikte stets ein Zeichen unserer Ignoranz dar und nicht eine Widerspiegelung des moralischen Universums. Es ist daher eines der Ziele des vorliegenden Buches, die Grenzen dessen aufzuweisen, was wir von Aristoteles übernehmen sollten. In Kapitel II erörtere ich die Mängel der aristotelischen Ethik am Beispiel der bemerkenswertesten neoaristotelischen Darstellung aus jüngster Zeit, an Alasdair MacIntyre's *After Virtue*.

Die beiden letztgenannten Aspekte moralischer Komplexität wurden, wie gesagt, auch seitens der modernen Moraltheorie nur allzuoft vernachlässigt. Glücklicherweise gibt es jedoch von dieser allgemeinen These wichtige Ausnahmen. Denn obwohl die politische Theorie des Liberalismus sich gewöhnlich seit Kant und Mill als umfassende Moraltheorie präsentierte, die den persönlichen Idealvorstellungen der Autonomie und einer experimentellen Offenheit für unterschiedliche Arten der Lebensführung verpflichtet war, waren bereits ihre Vorläufer zu einem besseren Verständnis der liberalen Trennung gesellschaftlicher Sphären gelangt.

Die mehr als ein Jahrhundert dauernden religiösen Bürgerkriege hatten Denker des 17. Jahrhunderts wie Locke (und zuvor schon Denker des 16. Jahrhunderts wie Bodin) veranlaßt, zwei verschiedene, aber zusammenhängende Ideen hervorzuheben, die im Denken der Antike und des Mittelalters eine untergeordnete Rolle gespielt hatten. Die eine lief auf die *pluralistische* Überzeugung hinaus, daß es viele verschiedene, aber unabhängig voneinander existierende und sogar gleich wertvolle Auffassungen vom guten Leben gibt. Die andere betonte ein Bedürfnis nach *Toleranz*, weil sich vernünftige Menschen mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht darauf einigen, was zum guten Leben unerläßlich ist. (Die Differenz zwischen beiden Ideen ergibt sich aus dem Umstand, daß der Pluralismus nicht auf Meinungsunterschiede hinsichtlich der Idealvorstellungen, sondern auf die Überzeugung von der Gleichwertigkeit verschiedenartiger Idealvorstellungen zurückzuführen ist.) Bodin und Locke glaubten, daß vernünftige Menschen über den religiösen Sinn des Lebens notwendig unterschiedlicher Meinung sein mußten. Sie gehörten sozusagen zu den ersten, die das Axiom in Frage stellten, daß die Vernunft ihrer Natur nach zu nur *einer* Lösung und zur Einstimmigkeit aller Meinungen tendiert, daß also Meinungsunterschiede ein Anzeichen

für das Scheitern der Vernunft sind.¹ Daraus zogen sie den Schluß, daß der Staat gegründet sein muß auf Prinzipien, die von jenen religiösen Idealvorstellungen abstrahieren, welche ihre Bedeutung für andere Gebiete des Lebens durchaus beibehalten.

Die Erkenntnis, daß die verschiedenen Sphären der Gesellschaft unterschiedlichen Prioritäten entsprechen, läßt die frühmodernen Theorien religiöser Toleranz als Modell für eine liberale Theorie geeigneter erscheinen als das meiste von dem, was das späte 18. und das 19. Jahrhundert anzubieten haben. Wertvoll sind an Lockes politischer Theorie letzten Endes nicht seine Vorstellungen von Naturrecht und Eigentum (die in jüngster Zeit das meiste Interesse gefunden haben), sondern vielmehr seine Methode der Abstraktion und Spezifizierung. Diese Methode stellt die Grundlage bereit, auf der wir die Ausbreitung von Pluralismus und Toleranz über die Grenzen des religiösen Bereichs hinaus begreifen sollten, um die es dem modernen Liberalismus geht. Auf diese Weise können wir eine der nachteiligen Paradoxien der späteren liberalen Theorie vermeiden. Denn die beruft sich zur Verteidigung politischer Neutralität auf Idealvorstellungen vom Einzelnen, die ihrerseits zu recht umstritten sind. Weil der Liberalismus im Grunde eine Antwort auf die kontroverse Vielfalt von Idealen des guten Lebens ist, bedarf er einer Rechtfertigung der politischen Neutralität, die selbst hinreichend neutral ist. In Kapitel III suche ich eine solche Rechtfertigung auszuarbeiten. In den Kapiteln IV und V entwickle ich dann die Unterscheidung von persönlichen und politischen Idealen. Ich werde zu zeigen versuchen, daß wir zwar aus guten Gründen Kants Version des Liberalismus nicht übernehmen können, daß aber das vorherrschende Muster des Antiliberalismus seit der Französischen Revolution, das ich als politische Romantik bezeichne, von unterschiedlichem theoretischem Wert ist. Die Vertreter der politischen Romantik sind zu grundlegenden Einsichten in die Nachteile des Kantschen Ideals der Autonomie gelangt, doch sie haben keine brauchbaren Argumente gegen das Ideal politischer Neutralität entwickelt.

Auch die von mir so genannte Heterogenität der Moral ist ein Phänomen, dem gegenüber nicht alle Theoretiker blind waren. Moralische Konflikte und die »Fragmentierung« moralischer Werte stehen im Mittelpunkt der Schriften von Stuart Hampshire, Thomas Nagel und Bernard Williams, denen ich sehr zu Dank verpflichtet bin, obwohl ich ihre Meinung nicht in allen Punkten teile.² Zu nennen ist ferner das herausragende Beispiel von Max Weber, der

auf einer nicht weiter reduzierbaren Pluralität der »Wertsphären« bestand. Er unterschied zwischen einer »Gesinnungsethik« und einer »Verantwortungsethik«. (Und diese Unterscheidung entspricht in der Tat der zwischen einer deontologischen und einer konsequentialistischen Ethik.) Weber vertrat die Auffassung, daß keine von beiden abzulehnen sei, daß wir mit jeder von beiden und mit den Konflikten zwischen ihnen zu leben lernen müssen. Diese Einsicht lag seinem vielfach mißverstandenen Konzept der *Zweckrationalität* zugrunde. Es unterschied sich von dem der nach ihm so genannten *Wertrationalität* nicht so sehr (wie Webers Kritiker klagten) durch seine »instrumentelle« Verengung sowie durch seine Abhängigkeit von willkürlich gesetzten Zielen, sondern durch das Bewußtsein von der Existenz rivalisierender letzter Ziele der Moral und mithin von den möglichen moralischen Kosten bei der Verfolgung irgendeines dieser Ziele.³ Die Heterogenität der Moral und die Schriften einiger Autoren, die sich mit ihr beschäftigt haben, sind das Thema von Kapitel VI.

Wenn ich auf die Widersprüche aufmerksam mache zwischen einer Theorie und den Phänomenen, von denen in ihr die Rede ist, dann mag das manche Leser auf die Idee bringen, daß ich im wesentlichen mit dem konform gehe, was die Philosophen als moralischen Realismus bezeichnen, also mit der Auffassung, daß Personen und Handlungen moralische Eigenschaften besitzen, die ganz und gar davon unabhängig sind, was irgendjemand über sie denkt. Doch dieser Eindruck wäre falsch. Urteile über Fragen einer moralischen Ontologie möchte ich einstweilen zurückstellen, auch wenn ich zuweilen die Objektivität moralischer Argumentationen verteidige.⁴ (Daß Ontologie und Objektivität voneinander gesondert betrachtet werden können, belegt das Beispiel der Mathematik.) Zu den Phänomenen, um die es mir geht, zählen unsere wohlherwogenen moralischen Überzeugungen. Wenn ich also die Auffassung verrete, daß die Moraltheorie der Komplexität ihrer Phänomene angemessen sein müsse, dann meine ich, daß sie von dem moralischen Wissen auszugehen hat, über das wir bereits verfügen.

Danksagungen

Bei der Abfassung dieses Buches haben mir viele Menschen und Institutionen geholfen. In einer Gesprächsrunde mit Norbert Hornstein und Robert Amdur während der frühen achtziger Jahre habe ich zuerst klarere Vorstellungen von der Komplexität des politischen Liberalismus gewonnen. Darüber hinaus bin ich all denen zu Dank verpflichtet, die das Manuskript ganz oder in Teilen gelesen haben – Bruce Ackerman, Louis Begley, Raymond Geuss, Stephen Holmes, Norbert Hornstein, Isaac Levi, David Luban, Odo Marquard, Glenn Most, Thomas Pogge, Enno Rudolph, Michael Sandel, James Walsh und Bernard Williams. Am meisten verpflichtet bin ich Stephen Holmes und Glenn Most für eine mehr als ein Jahrzehnt dauernde freundschaftliche Unterstützung sowie Niklas Luhmann, dessen (allzu oft unausgewiesener) Einfluß auf das vorliegende Buch all denen nachvollziehbar sein wird, die seine Arbeiten kennen.

Teile dieses Buches habe ich vorgetragen an der Universität Bielefeld, am Institut für die Wissenschaft vom Menschen (Wien) sowie an der New School for Social Research (New York). Dem Publikum dieser Vorträge danke ich für sein Interesse und seine Kritik. Dankbar bin ich ferner dem Columbia University Council for Research in the Humanities, der mich mehrfach während der Sommermonate unterstützt hat. Frühere Fassungen von Teilen dieses Buches sind erschienen an folgenden Orten: Kapitel I im *Review of Metaphysics* (vol. 35, no. 2, December 1981), der letzte Teil von Kapitel V in *The Journal of Philosophy* (vol. 81, no. 6, June 1984) sowie Kapitel VI in: K. Gloy und E. Rudolph (hg.): *Einheit als Grundfrage der Philosophie*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1985. Ich danke den Herausgebern dieser Publikationen für die Erlaubnis zum erneuten Abdruck dieser Texte.

Mit besonderem Vergnügen danke ich Jonathan Sinclair-Wilson von der Cambridge University Press und Marilyn Prudente von Comprehensive Graphics für ihre freundliche Unterstützung bei der Herstellung dieses Buches. Kaum zu beziffern ist der Dank, den ich meiner Sekretärin Mary Nunez nicht nur für ihr fachliches Können,

sondern vor allem dafür schulde, daß sie in meinem Manuskript einige besonders schlimme Sätze entdeckt und entfernt hat.

Der Dank, den ich meiner Frau Amey schulde, reicht zwar weit über dieses Buch hinaus, doch ohne sie hätte ich es niemals fertiggestellt.